

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 8 (1946)

Heft: 1

Artikel: Das Fundmaterial aus der Burgruine Lägern

Autor: Schneider, Hugo / Heid, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Fundmaterial aus der Burgruine Lägern

VON HUGO SCHNEIDER UND KARL HEID

(TAFEL 11-12)

ALLGEMEINES

Man darf wohl behaupten, daß heute die schriftlichen Quellen, welche sich mit den hoch- und spätmittelalterlichen Burgen der Nord- und Ostschweiz und deren Bewohnern befaßen, weitgehend bekannt sind, und daß in Zukunft, trotz weiterer Bearbeitung, nicht mehr wesentlich Neues aus ihnen herausgeholt werden kann. Dennoch gibt es gerade in diesem Teil der Eidgenossenschaft eine sehr große Zahl mittelalterlicher Borganlagen, welche teilweise oder ganz vom Erdboden verschwanden, und über deren Geschichte wir so gut wie gar nicht orientiert sind. Häufig bleiben die schriftlichen Quellen äußerst spärlich oder versagen ganz, und nur die mündliche Überlieferung weist uns den Weg, daß an bestimmten Orten Wehranlagen gestanden haben müssen. Auch die Nennung adeliger Geschlechter in Urkunden gibt uns einigen Aufschluß, da sich die Herren in der Regel nach dem Standort ihrer Stammburg benannten. Häufig aber haben sich noch Orts- und Flurnamen erhalten wie Burg, Burghalde, Schloßhalde, Burghof und andere mehr. An solchen Orten kann allein die Spatenarbeit etwelchen Aufschluß geben. Allerdings muß verhütet werden, daß, wie dies leider schon so oft geschehen ist, der private «Schatzgräber» planlos in der Erde wühlt, um entweder den «verschwundenen Geldtopf» oder wenigstens den «unterirdischen Gang» aufzufinden. Nur unter der wissenschaftlichen Leitung können solche Ausgrabungen zu tatsächlichen Erfolgen führen. So sind denn in den letzten Jahren auch schon verschiedene Borganlagen ausgegraben, das erhaltene Mauerwerk entweder konserviert oder die Anlage sogar teilweise oder vollständig rekonstruiert worden¹. Bei diesen Arbeiten beschränkte man sich in der Hauptsache immer auf die Baugeschichte der Burg. Feststellungen wurden gemacht über die Dimension der Anlage, über die Art der Befestigung und die baugeschichtliche Entwicklung. Solche Ruinen bestehen aber in der Regel nicht nur aus baumüberwachsenen Stein- und Mörtelhaufen, sondern sie bergen tatsächlich allerlei Schätze. Mit diesen Kostbarkeiten, den kleineren Funden, mit der Keramik und vor allem mit den Eisenteilen, befaßte man sich sehr oberflächlich oder meist überhaupt nicht. Erst in der allerjüngsten Zeit geht man daran, wenigstens die wertvollsten Gegenstände zu konservieren, zu photographieren und sogar zu katalogisieren. Für

¹) J. Horand, Die Ausgrabung der mittelalterlichen Burgruine Bischofstein bei Sissach, Baselbieter Heimatbuch, Bd. I, Liestal 1942, S. 34ff. – K. Schib, Chronik der Ausgrabungen und Geschichte der Herren von Radegg, Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 15. Heft, Thayngen 1938, S. 228ff. – K. Heid, Burg und Städtchen Glanzenberg a.d. Limmat, Sonderabdruck aus Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, Jahrgang 23, Heft 1, S. 19. – N. Lithberg, Schloß Hallwil, Bd. III, 1. Die Fundgegenstände, Stockholm 1932. – J. Grüninger, Bibiton, Ausgrabungsbericht, Heimatkunde vom Linthgebiet, Beilage zum St.Galler Volksblatt, Uznach 1940, 13. Jahrgang, Nr. 4/5, S. 25.

die näheren Fundumstände kümmerte man sich bis anhin äußerst selten, und ausgerechnet solche Verfehlungen können nie mehr gutgemacht werden. Was die Urgeschichtsforschung schon seit längerer Zeit anstrebt und mit Erfolg durchführt, wurde mit wenigen Ausnahmen bei mittelalterlichen Ausgrabungen nicht einmal versucht. Ich glaube aber, daß speziell aus den Kleinfunden heraus wesentliche Schlüsse auf Gründungs- oder Untergangszeit, Befestigungsart und Verteidigungsmöglichkeiten der gesamten Anlage geschlossen werden können. Weiterhin werfen solche Funde ein starkes Licht auf Bewaffnung, allgemeinen Lebensstandard und sogar Besitzverhältnisse der Bewohner. Vor allem für die Waffenkunde sind die Burgen- und ganz allgemein die Bodenfunde des Mittelalters von entscheidender Bedeutung, verweigern doch Bild und Schrift häufig jeglichen Aufschluß. Pfeil- und Bolzenspitzen, Blidenkugeln, Dolch- und Messerfragmente, Teile von Fernwaffen wie Armbrust oder Flitzbogen, Teile von Schutzwaffen, Helme, Spangen oder Platten von Harnischen, Schlüssel, Hufeisen, Schnallen, Pferdegebisse, Beschläge und Grampen aller Art gehören beinahe regelmäßig zu den Burgenfunden. Da besonders diese Dinge sehr zeitgebunden waren und vor allem die Bewaffnung einer steten Entwicklung unterworfen war, läßt sie sich chronologisch besonders gut einreihen und dürfte deswegen wesentlich zur genaueren Datierung parallel laufender Funde beitragen. Um aber eine sichere und klare Übersicht zu gewinnen, ist ein großes Vergleichsmaterial unerlässlich.

Wenn wir uns in dieser ersten Arbeit besonders den Fundgegenständen mehr als der eigentlichen Geschichte der Burg Lägern zuwenden, so deswegen, weil das Vergleichsmaterial erst geschaffen werden muß. Daneben soll aber die vorliegende Arbeit neben der speziellen Forschung auch ein Ansporn für die weitere Beackerung dieses bis heute noch sehr brachliegenden Feldes sein.

DIE BURG

Da die schriftlichen Quellen auch für die Burg Lägern praktisch fast völlig versagen, war bis zu den systematischen Grabungen durch die Antiquarische Gesellschaft von Zürich um die Jahrhundertwende von der eigentlichen Burganlage nichts Sicheres bekannt. Nicht nur über die Größenverhältnisse der Burg war man sich völlig im unklaren, sondern auch die Gründungsgeschichte lag im Dunkeln, ja, man wußte weder von wem noch zu welchem Zeitpunkt und zu welchem Zweck die Befestigung angelegt worden war.

Sicher war nur, daß auf der Lägern, also jener Jurarippe, welche sich von Dielsdorf in westlicher Richtung bis nach Baden hinzieht, eine Wehranlage bestanden haben mußte; denn schon frühere Geschichtsschreiber² erwähnen die Ruine Lägern, und deshalb sind auch auf alten Landkarten bis zu drei Ruinenstellen eingezeichnet³. So meldet Stumpf: «es wirt genennt der Lägerberg / hat auch etliche beuestügen vñ schlösser daruff gehebt / als Alten Lägeren / vnnd Hohen Lägerē. Die Alte Lägeren ist gestandē zū oberist auff Lagers grad / zwüschen Boppensolen vnd dē Pflasterbach / vnd ist gebrochen. Hohen Lägeren / die hoch ob Otelfingē zū oberist auff dem Läger ist auch brochen»⁴. Tatsächlich waren unmittelbar auf der Crête in nördlicher Richtung über dem

²) H. J. Leu, Allgemeines Helvetisches Eydenössisches oder Schweizerisches Lexicon, Zürich 1756, XI. Theil, S. 298: «Ehemahls aber sollen auf demselben zwey Schlösser gestanden seyn, und waren das sogenannte Alte Lägeren auf dem Grat des Bergs, ob dem Dörflein Popelzen, und die sogenannte Hohe Lägeren, ob dem Dorf Otelfingen.» – H. H. Bluntschli, Memorabilia Tigurina, Zürich 1742, S. 267: «Und hatten auch da ehemahlen ihre Vestungen und Schlösser die Freyherren von Lägern, de Legrin, Liger und Ligeratia, deren eins das Alte, auf dem Grat des Bergs zu aller oberst, zwüschen Boppensol und Pflasterbach, das andere Hohenlägern, auf der Höhe ob dem Dorf Otelfingen (etliche setzen noch eins, so ungewüss) gelegen. Daher diese Herren, nach diesen beyden Freyherrlichen Sitzen, die einte sich von Alten – die andere von Hohen-Lägern geschrieben.» – A. Werdmüller, Memorabilia Tigurina, Zürich 1780, S. 346: «von den alten Freyherren und Edlen von Lägern, die die zwey Schlösser Alten- und Hohen-Lägern besaßen...»

³) Vgl. die Zürcher Landkarte Hans Konrad Gygers von 1620.

⁴) J. Stumpf, Gemeiner loblicher Eydgnoschaft Stetten, Landen und Völckeren Chronick wirdiger thaaten beschreibung, Zürich 1548, 5. Buch, S. 128.

Dorf Boppelsen noch wenige Mauerspuren feststellbar, und die Lage der Burg wurde noch erhärtet, als schon um die Zeit von 1820–30 ein gewisser Schmid von Boppelsen Fenster- und Türbogen zutage fördern konnte. Den Ansporn für die eigentlichen, systematischen Grabungen gab aber um 1900 der Wirt auf Lägernhochwacht, Hofer, welcher bereits aus eigener Initiative mit den Sondierungen begonnen hatte. Mehrere tausend Franken wurden von der Antiquarischen Gesellschaft und auch von privater Seite zur Verfügung gestellt. Dennoch wurden die Grabungen vor der Beendigung eingestellt, da sich eine weitere Forschung und deren eventuelle Ergebnisse mit dem Kostenaufwand, nach damaliger Ansicht, nicht in Übereinstimmung bringen ließen.

Das Geschlecht derer von Lägern wird zum ersten Male 1244 in einer Regensbergerurkunde erwähnt⁵. Von der Burganlage erfahren wir dagegen nichts. Hegi nimmt in seiner Studie über «Burg und Herren von Lägern»⁶ an, die Errichtung der Befestigungsanlage falle wahrscheinlich zusammen mit der Gründung von Neu-Regensberg, also in die Jahre zwischen 1219 und 1244. Er begründet seine Annahme mit dem 1244 in schriftlichen Quellen erstmals auftauchenden Geschlechte derer von Lägern, welche offensichtlich als die Dienstmänner der Regensberger anzusprechen sind. Die Burg wäre demnach als westlicher Schild des auf der Ostflanke desselben Höhenzuges neugegründeten Städtchens zu denken. Im Zusammenhang mit dem Geschlechte von Lägern wird aber die von uns gleichbenannte Burg nie in irgendwelchen Urkunden erwähnt, so daß wir uns praktisch nicht auf zeitgenössische, schriftliche Quellen stützen können und weitgehend von monumentalen Quellen oder wenigstens deren Überresten abhängig sind. Nach den Funden zu urteilen, hatte die Festung nicht allzu langen Bestand, doch ist die Zeit ihres Unterganges bis anhin noch nicht genau bekannt, und die Annahme Hegis, sie sei in der Regensbergerfehde von 1267 zerstört worden, muß nochmals einer genauen Prüfung unterzogen werden. Zur Klärung der Frage sollen die bis anhin völlig unbeachteten Funde aus Ton und Eisen herbeigezogen werden. Die Ansicht Zeller-Werdmüllers, die Burg sei einer Vernichtung durch die österreichische Besatzung während des Sempacherkrieges auf Neu-Regensberg anheimgefallen, kann an Hand der Funde als völlig unzutreffend ausgeschaltet werden⁷. Ziemlich sicher ist anzunehmen, daß das Bürglein zerstört worden ist. Schon Stumpf machte in dieser Richtung, wie wir früher gesehen haben, einige Andeutungen. Die Eroberer haben gründliche Arbeit geleistet und die Befestigung vor der Niederbrennung oder eventuellen Schleifung noch bestmöglichst ausgeraubt. Dies geht aus der im Verhältnis recht spärlichen Zahl von größeren Fundgegenständen hervor.

H. S.

DIE FUNDE

A. EISENFUNDE

Leider ging man auch bei der großen Ausgrabung von 1900 nicht genügend sorgfältig vor. Wohl wurden die hauptsächlichsten Funde konserviert und dem Schweizerischen Landesmuseum in Zürich überwiesen. Die notwendigen Fundumstände fanden jedoch keine Berücksichtigung; so fehlt denn das für genaue Untersuchungen unentbehrliche Fundbuch, und Lageskizzen sind ebensowenig vorhanden. Dadurch ist die zeitliche Bestimmung und die Bewertung auf Echtheit sowie die Zusammengehörigkeit verschiedener Funde entscheidend erschwert. Daher werden die erhaltenen Gegenstände in dieser Arbeit nicht chronologisch, sondern systematisch nach Arten eingeteilt in:

- | | |
|---|-------------------|
| 1. Waffen | 4. Schnallen |
| 2. Werkzeuge und Geräte | 5. Schlüssel |
| 3. Teile von Pferdegeschirr, inklusive Hufeisen | 6. Verschiedenes. |

⁵) J. Escher und P. Schweizer, Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 2, Zürich 1890, S. 102.

⁶) F. Hegi, Burg und Herren von Lägern, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N. F., XI. Band, 1909, S. 141.

⁷) H. Zeller-Werdmüller, Mittelalterliche Burganlagen der Ostschweiz, Leipzig 1893.

Waffen

Am zahlreichsten sind die Pfeil- und Bolzeneisen vertreten (Abb. 1). Sozusagen regelmäßig findet man sie in allen mittelalterlichen Burganlagen. Schon bei den geringsten Bodenschürfungen treten sie zutage und können bei genauerer Sondierung geborgen werden. Sie steckten alle in einem Holzschaft, dem sogenannten Zein, der aus Eschen, noch häufiger aber aus Eichenholz gefertigt war⁸. Bei einigen Exemplaren von der Lägern sind noch Reste solcher Eichenzeine erhalten geblieben. Geschleudert wurden sie entweder im Frühmittelalter mit dem gewöhnlichen Hand-, «Pfyl» oder «Flitzbogen»⁹ und später mit der Armbrust. Wenn wir heute diese Geschosse genau in Pfeile, welche zum Handbogen, und in Bolzen, die zur Armbrust gehörten, einteilen, so ge-

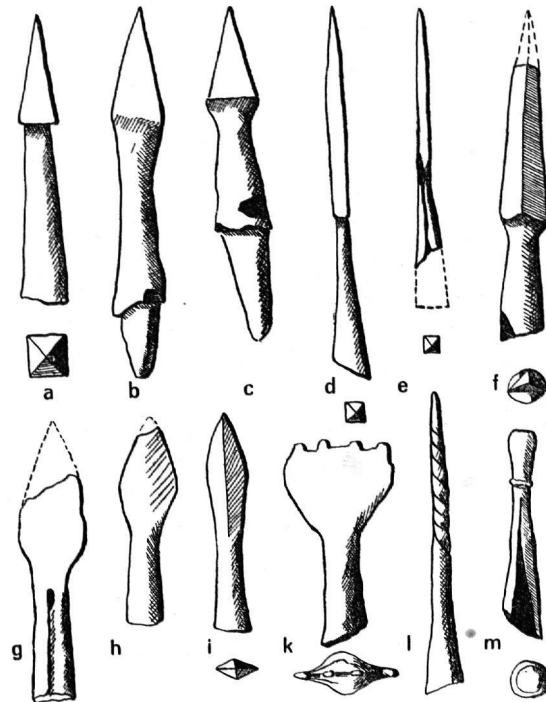


Abb. 1. Bolzen- und Pfeileisen für Kriegs- und Jagdzwecke,
13. Jh., $\frac{1}{2}$ natürliche Größe

schiebt dies aus wissenschaftlicher Genauigkeit; denn zur Zeit ihres Gebrauches trennte man die beiden Gattungen sprachlich noch nicht so deutlich. Tatsächlich sind aber zwischen den beiden Waffen entscheidende Merkmale sauber auseinander zu halten. Vor allem waren die Zeine verschieden lang und dick. Dies hatte seinen Grund in der ungleichen Schnellkraft der beiden Waffen. Weil der ursprüngliche Handbogen eine wesentlich kleinere Spannung aufwies, erhielt der Pfeil auch nicht so große Anfangsgeschwindigkeit und mußte, um nicht sofort seine gestreckte Flugbahn einzubüßen, möglichst leicht gebaut werden. Gleichzeitig lag er nur an zwei Punkten, in den die Sehne spannenden Fingern und am Bogen selbst auf. Dazu benötigte er wegen der ziemlich großen Dehnung des Bogens eine entsprechende Länge.

Anders war es bei der Armbrust; sie wurde in der Frühzeit mit beiden Händen, später mit einer mechanischen Übersetzung gespannt. Die Schnellkraft war also bedeutend größer. Die Bolzen

⁸) F. E. Welti, Die Stadtrechnungen von Bern aus den Jahren 1430–1452, Bern 1904, S. 262: Denne Cunrad Eberscher, als der eychin holtz gehuwen hett zu den pflen.

⁹) E. A. Gebler, Vom Steinwurf zum Repetiergewehr, Schweizer Schützenbuch, Zürich 1943, S. 29.

wurden darum im Zein stärker gebaut, brauchten aber dafür nicht so lange zu sein, da sie auf der Säule, also dem Schaft der Armbrust, in ihrer ganzen Länge auflagern. Um aber das Sich-selbst-überschlagen der Geschosse zu verhindern, verlieh man ihnen Drall, d. h. die Drehung um die Längsachse. Dies geschah durch Anbringen von schräggestellten Flügeln aus Schindeln, Leder oder Federn. Den Zeinen entsprechend mußten auch die Eisen verschieden stark geschmiedet werden, war doch die Durchschlagskraft eines Armbrustbolzens so groß, daß die normalen Harnischbrüste des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts nicht widerstandsfähig genug waren. Die Eisen wurden am Holz auf zwei Methoden befestigt, entweder mit einem direkt aus dem hinteren Ende herausgeschmiedeten, ziemlich langen Dorn hinein- oder mittels einer eisernen Tülle aufgesteckt. Alle auf der Ruine Lägern gefundenen Eisen weisen Tüllen auf. Diese sind nun, analog den Zeinen, verschieden dick. Die schmälere Pfeileisen und die breiteren Bolzeneisen sind auf Lägern ziemlich gleich stark vertreten. Nur die Formen zeigen mannigfaltige Unterschiede. Vor allem lassen sich die Eisen nach ihren Querschnitten gliedern, wobei uns die weitaus bekannteste Form die blattförmige Spitze mit dem rautigen Querschnitt ist. Auf allen Burgstellen, deren Fundmaterial von mir zu Vergleichszwecken untersucht wurde¹⁰, erscheint sie am häufigsten, wobei aber sonst beide Befestigungsarten, also Dorn und Tülle, vorkommen. Auf Lägern konnten 23 Stücke von 6,2 cm bis 10,4 cm geborgen werden.

Von den Pfeilen sind die meisten mit quadratischem Querschnitt versehen. Es sind in der Regel sehr feine, nur 0,4 cm breite Exemplare, welche sich langsam gleichmäßig bis zum haarscharfen Ort verjüngen. Die Tülle, beim Übergang noch eingeschnürt, verdickt sich zum hinteren Ende oft bis zu einem Zentimeter Dicke. Bei einigen Stücken ist die Spitze aber so schmal, daß das hintere Ende einfach breitgeschlagen und die entstehenden Lappen dann um die Zeine herumgeschmiedet wurden, so daß die eigentlichen Tüllen nach einer Seite offen blieben (Abb. 1, e). Die Frage, ob es sich bei diesen Stücken um Kriegs- oder nur um Jagdpfeile handle, dürfte noch nicht ohne weiteres zu beantworten sein. Als Jagdpfeile können wir mit Bestimmtheit die beiden breiten, flachförmigen Eisen, das mehrzackige und die beiden stumpfen Exemplare ansprechen. Die beiden Blattformen waren gegen die damalige Schutzbewaffnung, gegen das Ringpanzerhemd und den Harnisch gar nicht brauchbar und zudem noch zu schwach. Interessanter ist das mehrzackige Stück. Es scheint sich dabei um das seltene Exemplar eines Fischbolzens zu handeln. Daß man verschiedene Fischarten nicht mit der Angel fing, sondern auch noch in jüngerer Zeit schoß, zeigt Escher in seiner Beschreibung des Zürichsees: «Der Karpfe / ist ein sehr listiger Fisch / deswegen auch schwerlich zufangē;... werden... zwischen den Pallisaden und der Oberbrugg (Zürich) / mit Garnen gefangen / auch in dem Stadtgraben der Kleineren Stadt / werden viel geschossen»¹¹. Ebenfalls zu Jagdzwecken dienten die beiden recht seltenen, zum Glück aber noch gut erhaltenen Prellbolzen mit dem abgerundeten Vorderteil und der Ringwulst im vorderen Drittel. Böheim führt über solche Stücke aus: daß sogenannte stumpfe Schlag- oder Prellbolzen auf der Jagd Verwendung fanden und dazu bestimmt waren, das Wild, statt es zu töten bloß zu betäuben, damit das kostbare Fell nicht verletzt und falls das Wild nicht zusammenbrach, der kostbare Bolzen nicht verloren wurde¹² (Abb. 1, m und Taf. 1, Abb. a).

Die Bolzeneisen dagegen sind alle durchwegs bedeutend schwerer und besitzen die charakteristische breite Tülle; 6 Klingen weisen quadratischen, zwei rhombischen und die letzte dreikantigen Querschnitt auf¹³. Es ist dies darum bemerkenswert, weil sonst bei andern Burgenfunden die

¹⁰) Schnabelburg, Kt. Zürich, Schenkon, Kt. Luzern, Wildenburg, Kt. Zug, Moosburg, Kt. Zürich, Küßnacht, Kt. Schwyz, Dübelsstein, Kt. Zürich, Friesenberg, Kt. Zürich, Werdeg, Kt. St. Gallen, Schönenwerd, Kt. Zürich, Glanzenberg, Kt. Zürich.

¹¹) H. E. Escher, Beschreibung des Zürich Sees sammt der darin gelegenen Orthen etc., Zürich 1692, S. 118.

¹²) W. Boheim, Handbuch der Waffenkunde, Leipzig 1890, S. 428, und R. Payne-Gallwey, The Crossbow, London 1903, S. 18.

¹³) R. Prihoda, Zur Typologie und Chronologie mittelalterlicher Pfeilspitzen und Armbrustbolzeneisen, Sudeta, Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, 8. Jahrgang, Heft 3, Reichenberg 1932.

rhombischen Querschnitte weitaus am zahlreichsten sind. Das Dreikantstück konnte meines Wissens bis jetzt nur noch auf der Ruine Döbelstein gefunden werden (Abb. 1, g, h, k).

All die Pfeil- und Bolzeneisen der Lägerburg sind absolut spitz und scharfkantig. Keines weist eine abgestumpfte oder umgebogene Spitze auf, wie dies sonst unter den Stücken von eroberten Burgen der Fall zu sein pflegt. Diese Feststellung zwingt zur Überlegung, daß es sich entweder fast durchwegs um Jagdwaffen handelt, oder die Eisen, wenn sie zu Kriegszwecken dienten, nicht von den Belagerern stammten, sondern zum Inventar der Burg gehörten. Ja, es scheint überhaupt zweifelhaft, ob die Anlage einer Belagerung zum Opfer fiel, oder ob sie durch Verrat oder freie Übergabe dem Gegner in die Hände gespielt und darauf geschleift wurde.

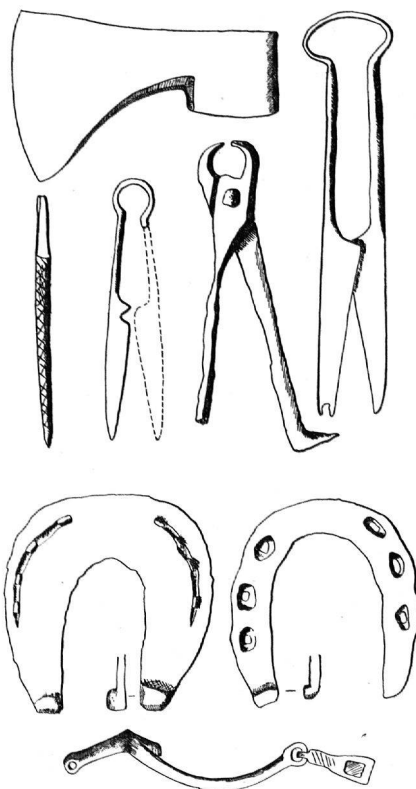


Abb. 2. Beilklinge, Feile, Zange, Scheren, Hufeisen und Sporenfragment, 13. Jh., $\frac{1}{4}$ nat. GröÙe

WERKZEUGE UND GERÄTE

Teile von Werkzeugen gehören zu den häufigsten Funden; sie geben ebenfalls einen entscheidenden Einblick in das tägliche Leben der ehemaligen Bewohner. Das schönste Stück bildet eine sehr gut erhaltene Werkaxtklinge. Die Schneide ist schwach gewölbt und läßt ein gutes Stück nach unten aus. Die Klinge selbst verjüngt sich stark zum vierkantigen, etwas abgerundeten Halm, durch den ein gleichmäßig großes Vierkantloch führt. Ein Hammerteil ist nicht ausgebildet, die rückwärtige Seite ist einfach knapp dem Schaftloch entlang abgeschnitten¹⁴. Eine Marke des Herstellers fehlt (Abb. 2).

Vom Rost etwas stark mitgenommen, aber dennoch gut erkennbar, ist eine Zange. Sie ist der heutigen Art schon recht stark verwandt, indem auch die beiden Klemmbacken einander im Halb-

¹⁴) Vgl. die Axt, welche anläßlich der Ausgrabungen auf der Burg Attinghausen, Kt. Uri, gefunden wurde, abgebildet als Zeichnung in E. A. Geßler, Die ritterliche Bewaffnung von 1386, in Zeitschrift für Historische Waffenkunde, Bd. 6, Dresden 1912-14, S. 203.

bogen zugeneigt und um eine Niete drehbar sind. Einer der Arme ist an seinem unteren Ende abgebrochen, der andere dagegen ist mit dem Ende im rechten Winkel nach außen umgebogen und läuft spitz zu. Dieser Dorn wurde zum Ausreißen und Lockern von Nägeln und Grampen oder sogar zum Vorbohren von Löchern verwendet. Das Stück ist deshalb von besonderem Wert, weil solche Zangen ziemlich selten sind und das Schweizerische Landesmuseum unter all seinen zahlreichen Burgenfunden kein zweites Exemplar aufzuweisen hat.

Ebenso haben sich drei Scheren erhalten, wie sie teilweise bis tief ins letzte Jahrhundert hinein üblich waren; zwei davon sind allerdings nur fragmentarisch (Abb. 2). Alle drei Scheren waren aus einem einzigen Stück gefertigt und wurden durch bloßes Gegeneinanderdrücken der Schneiden betätigt. Der Scherarm hat bei allen dreien überall gleichmäßig kreisförmigen Querschnitt; während der Federbogen oben vierkantig gehämmert wurde.

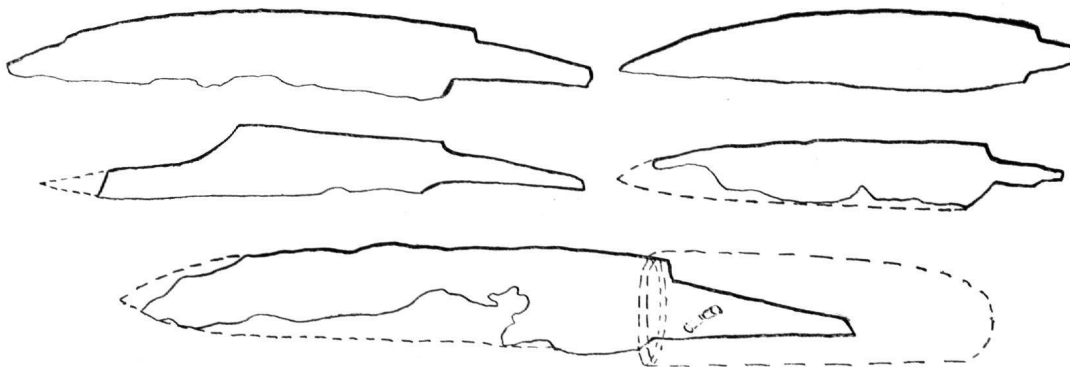


Abb. 3. Messerklingen mit breiten Angeln. Bei der untersten der hölzerne Griff rekonstruiert.
13. Jh., $\frac{1}{4}$ nat. Größe

Ein seltenes Stück, und anfangs gar nicht als solches erkannt, bildet die Feile. Sie ist völlig gerade, besitzt vierkantigen, beinahe runden Querschnitt und verjüngt sich gleichmäßig gegen die Spitze hin. Die Feilenstriche sind diagonal eingeschlagen und wurden erst nach sorgfältigster, erneuter Konservierung sichtbar. Auf der breiteren Seite ist eine abgekantete Angel herausgeschmiedet zur Aufnahme des Griffes, der wahrscheinlich aus einem einfachen, walzenförmigen Holz bestand (Abb. 2). Interessanterweise besitzt keines dieser Geräte und Werkzeuge irgendwelches Schmiedezeichen, wie sie sonst seit dem beginnenden 14. Jahrhundert fast überall eingeschlagen wurden. Die Überlegung, es handle sich eben bei diesen Fundexemplaren um solche aus früherer Zeit, in diesem Fall aus dem 13. Jahrhundert, liegt ziemlich nahe.

Zehn Messer, mehr oder weniger gut erhalten, konnten ebenfalls geborgen werden (Abb. 3). Sämtliche Klingen sind gerade, keilförmig und einschneidig mit ziemlich starkem Rücken. Die Schneide ist meist gerade, bisweilen schwach konvex gebogen, der Rücken dagegen stets stark gewölbt mit einer starken Absenkung gegen die Spitze hin. Eine einzige Ausnahme bildet ein Messerchen, dessen Rücken auf der Griffseite völlig gerade ist, um dann von der Mitte an stark konkav zum spitzen Ort zu verlaufen. Auffallend ist die ganz kurze Vierkantangel, welche sich nach rückwärts verjüngt. Das Griffholz war einfach von hinten her über die Angel gesteckt und in einzelnen Fällen mit einer eisernen oder kupfernen Niete gesichert, wie dies noch bei einigen Exemplaren festzustellen ist, wo sich wohl die Niete, aber nicht der kleinste Rest des Griffbelages erhalten hat. Dieser dürfte wohl ovalen Querschnitt besessen und mit dem vorderen Ende etwas über den Klingenansatz hinausgeragt haben (Abb. 3). Breitgeschlagene Angeln, wie wir sie sonst im 14. Jahrhundert kennen, mit beidseitigem Griffbelag, durch mehrere Nieten in Röhrenform, aus Horn oder Holz, waren scheinbar noch nicht oder nur äußerst selten im Gebrauch.

Teile von Pferdegeschirr, inklusive Hufeisen

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist ein Sporenfragment (Abb. 2). Es handelt sich dabei um einen Radsporn frühester Art. Die Sporenarme sind nur schwach durchgebogen und weisen in der ganzen Länge immer denselben ovalen Querschnitt auf. Hinten bilden sie nicht den gewohnten Halbbogen, sondern treffen in einem großen stumpfen Winkel zusammen; vorne sind sie zu einfachen kreisrunden Ösen ausgeschmiedet. Der Radträger ist nur schwach schräg nach unten gestellt, ohne vom oberen Sporenrand überragt zu werden. Die Nabe und das fünf- oder sechszackige Rad fehlen. Dort, wo der Arm vollständig ist, erhielt sich auch noch die einfache Rechteckschnalle, durch welche der Fußriemen gezogen wurde. Bis vor kurzem herrschte die Ansicht, der Übergang vom Stachel zum Radsporn habe erst in der Zeit um 1300 stattgefunden¹⁵, doch scheint sich heute immer mehr die Meinung zu bewahrheiten, daß der Radsporn eben bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts voll entwickelt war. Dies hat schon Bashford Dean in seiner entwicklungsgeschichtlichen Zusammenstellung über den Sporn behauptet¹⁶. Neuerdings hat man auch in der Ruine Wartenbach, in der Gegend von Fulda, bei Ausgrabungen 1940/41 einen Radsporn gefunden¹⁷. Die Burg war 1265, also nur zwei Jahre vor der Regensburgerfehde, zerstört und nie mehr aufgebaut worden. Es kann also mit Sicherheit angenommen werden, daß der Sporn aus jener Zeit stammt. Die Arme scheinen auch bei jenem Exemplar nur schwach durchgebogen und weisen ovalen Querschnitt auf. Ebenso geschieht der Übergang von Sporenarm zu Radträger völlig glatt, und der obere Armrand ragt ebenfalls nicht über den Träger hinaus, wie dies bei Exemplaren des 14. Jahrhunderts so charakteristisch ist. Der Radsporn war also tatsächlich schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts voll herausgebildet im Gebrauch. Daneben konnte sich ohne Zweifel der Stachelsporn noch bis tief ins 14. Jahrhundert hinein behaupten. Es ist nun aber denkbar, daß aus der klar vor Augen liegenden Entwicklungsgeschichte der Sporen heraus geschlossen, unser Exemplar wegen der bedeutend besser durchgebogenen Sporenarme ins letzte Viertel des 13. Jahrhunderts hineinzusetzen wäre.

Neben diesem Sporenfragment fanden sich auch ungefähr zwanzig Hufeisen, mehrere davon allerdings nur in Bruchstücken. Auf Grund dieser Hufeisenfunde kann vorerst nur das Vorhandensein von Pferden auf der Burg festgestellt werden. Das Alter der Hufeisen läßt sich nicht bestimmen. Wohl werden fast bei allen Grabarbeiten, nicht nur bei solchen zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern beim Ackern, bei Fundamentarbeiten usw. immer und immer wieder solche Eisen gefunden und zur Bestimmung vorgelegt, ohne daß vorderhand genauere Datierungen vorgenommen werden könnten. Irgend welche wissenschaftliche Bearbeitung existiert bis heute nicht. Das dürfte wohl seinen Grund darin finden, daß die Hufeisen keine so typische, zeitgebundene Entwicklung durchlaufen haben, wie dies bei andern Gegenständen der Fall ist. Vorderhand soll und kann darum nur festgehalten werden, daß mittelalterliche Hufeisen, welche mit Marken versehen sind, nicht vor dem 14. Jahrhundert zu datieren wären; denn das Einschlagen von Schmiedemeisterzeichen, und um solche dürfte es sich wohl dabei handeln, war in so früher Zeit im allgemeinen nicht üblich. Dennoch sind zwei Typen klar voneinander zu trennen: das breite Eisen mit dem glatten Außenrand und das schmalere mit dem gewellten Rand, wobei das zweite als älter anzunehmen ist, wie Funde von verschiedenen Orten ergeben haben. Immerhin werden auch hier beide Arten während längerer Zeit nebeneinander bestanden haben (Abb. 2). Seltsamerweise sind keine Pferdegebisse, die doch sonst häufig vorkommen und reichlichen Aufschluß zu geben vermögen, erhalten geblieben.

¹⁵) R. Zschille und R. Forrer, *Der Sporn in seiner Formentwicklung*, Berlin 1891, und Bd. 2, Berlin 1899. Boenheim setzt diese Änderung sogar vollends erst ins 14. Jahrhundert.

¹⁶) B. Dean, *Bulletin of the Metropolitan Museum of art*, Vol. 9, No. 6, 1916.

¹⁷) K. Maurer, *Fundbericht: Die Ausgrabungen der Burgruine Wartenbach, Hessenland, Jahrgang 1940/41*, 191, Abbildung in *Zeitschrift für Historische Waffen- und Kostümkunde*, N. F., Bd. 8, Heft 3/4, S. 66.

Schnallen

Schnallen gehören zu den immer und immer wiederkehrenden Burgenfunden, und so sind denn auch 15 Stück bei unseren Eisenteilen. Die Halbkreisform überwiegt stark mit 10 Exemplaren, während deren 3 völlig rund sind und zwei Rechteckform aufweisen (Abb. 4). Ich glaube kaum, daß irgendeines dieser Stücke zu einem Pferdegeschirr gehörte, sondern daß es sich dabei vielmehr um Gewand- und Gürtelschnallen handelt. Man wird es verantworten können, all die auf Lägern gefundenen Schnallen in eine entwicklungsmäßige Reihenfolge einzuordnen (Abb. 4). Als frühester Typ wäre dabei, weil er am einfachsten herzustellen war, die kreisrunde Schnalle mit dem geraden Dorn anzusprechen. Der Dorn war nirgends fixiert. Allmählich wurde eine Schnallen- seite flachgedrückt, so daß sich die klare Halbkreisform herausbildete, wobei die Sehne als Achse

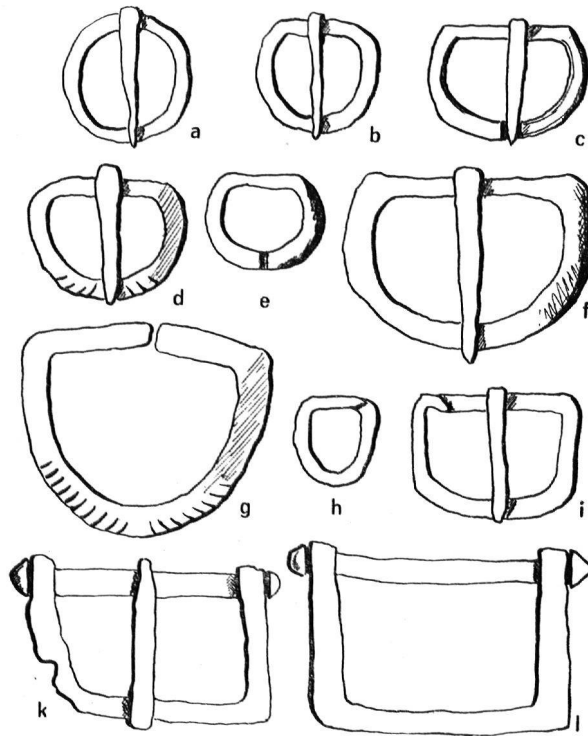


Abb. 4. Eisenschnallen, entwicklungsgeschichtlich eingeordnet,
13. Jh., $\frac{1}{2}$ nat. Größe

für den Dorn diente. Wir finden bei den Miniaturen und auch auf Darstellungen auf Grabplatten des 13. Jahrhunderts solche halbkreisförmige Schnallen an den Schwertgehängen. Der Querschnitt ist meist rechteckig, bisweilen mit leicht gewölbter Oberfläche. Kerben oder Rollen für die Dornenspitze fehlen fast noch vollständig, nur bei zwei Stücken ist eine schwache Rille bemerkbar. Dagegen tritt auf der Bogenoberseite am äußeren Rand ein einfacher Kerbschnittdekor in Erscheinung, wie wir ihn noch auf einigen Schlüsselringen erkennen werden. Es scheint sich dabei um ein typisches Merkmal aus dem 13. Jahrhundert zu handeln, um so mehr als bei jüngeren Funden anderer Burgstellen solche Kerbschnitte nirgends feststellbar sind. Alle diese Halbkreischnallen sind aus zwei Stücken, dem Dorn und dem Schnallenbügel gearbeitet, wobei die zwei Bügelenden einfach zusammengeschmiedet wurden. Anders liegt es bei den Viereckschnallen, die bereits aus drei Teilen, dem Bügel, dem Dorn und der Dornstütze zusammengesetzt sind. Sie scheinen aber nicht nur deswegen jünger zu sein, sondern die Viereckschnallen machen eine typische

Weiterentwicklung durch, wie wir dies deutlich aus Funden in den Ruinen Küßnacht a.R., Schnabelburg, Dübelstein und Friesenberg bei Zürich, erkennen können. Ja, es verschwinden die runden Schnallen, um den Rechteck- und Trapezschnallen, wie sie in der Ruine Wädenswil so schön vertreten sind, das Feld zu überlassen. Rollen, als Dornauflagen, scheinen für das 13. Jahrhundert noch nicht in Gebrauch gewesen zu sein.

Schlüssel

Schlüssel gehören zu den häufigsten Überbleibseln, welche sich auf Burgruinen aufstöbern lassen, sind sie doch in der Regel von geringer Kostbarkeit gewesen und von den Bewohnern vor allem bei Übergabe oder Zerstörung der Wehranlage nicht speziell aufbewahrt worden. Die Schlüssel der Lägerburg zeichnen sich durch größte Schlichtheit aus (Abb. 5). Alle großen Exemplare, welche zu Türschlössern gehört haben mögen, besitzen durchwegs den kreisrunden Ring. Er war aus der Säule herausgeschmiedet und mit dem Ende wieder in sie zurückgesteckt. Die Säule selbst

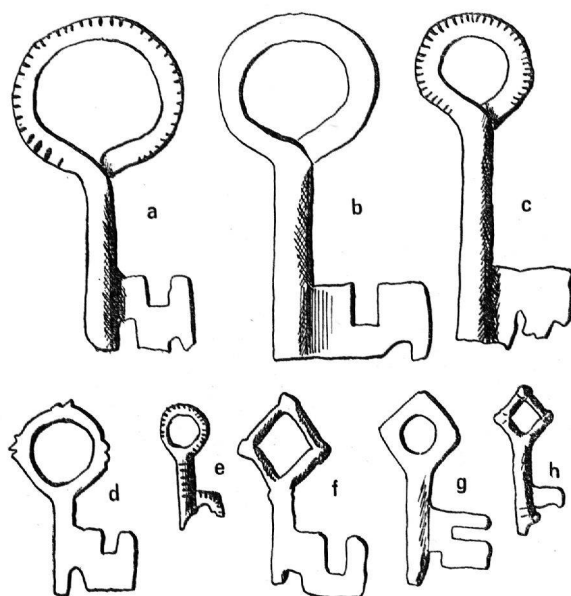


Abb. 5. Schlüssel für Türen und Kassetten,
13. Jh., $\frac{1}{2}$ nat. Größe

war stets hohl und von kreisrundem Querschnitt; der Bart war nie, wie dies bei jüngeren Exemplaren die Regel ist, angelötet, sondern ebenfalls aus der Säule herausgeschmiedet und in seiner Form äußerst einfach gehalten. Bei zwei Stücken fällt die genau gleiche Kerbung auf dem äußeren Rand des Ringes auf, wie wir sie auch bei den Rundschnallen angetroffen haben. Eine zeitliche Übereinstimmung von Stücken mit solchem Dekor ist nicht von der Hand zu weisen, da sonst für diese Zeit Verzierungen jeglicher Art doch recht selten sind.

Eine Reihe kleiner und kleinster Kassettenschlüsselchen zeigt an Stelle des Ringes die übereck gestellte Quadratform. Die Ecken sind durchwegs mit einer kleinen Wulst verstärkt oder durch eine kleine Doppelspitze geziert. Alle diese Schlüsselchen sind aus einem einzigen Stück Eisen hergestellt und flach gehämmert, wobei die Säulen massiv gehalten sind; Kerbschnitt treffen wir auch noch beim kleinsten Exemplar an und zwar nicht nur auf dem Ring, sondern auch auf der Säule. Für die zeitliche Einordnung jedoch eignen sich die Schlüssel sehr schlecht, da sie sich in ihrer Gestalt während Jahrhunderten sehr wenig änderten.

Verschiedenes

Neben einer großen Zahl von Nägeln und undefinierbaren Eisenrestchen, fanden sich einzelne Stücke, welche noch eines besonderen Augenmerkes bedürfen; speziell eine starke, neungliedrige Kette mit drehbarem Anschlußgleich, wie sie zu Aufhängevorrichtungen über Kochstellen Verwendung fanden, ein Teil eines Steigeisens und eine Hohlspitze, deren Zugehörigkeit allerdings bis jetzt noch nicht festgelegt ist. Dazu gehört ein aus einem einzigen Stück Eisen hergestelltes unbekanntes Gerät mit einer starken Vierkantangel. Vorne, im rechten Winkel umgebogen, schließen zwei leicht gekrümmte, parallel laufende Zacken an. Das ehemals über die Angel gesteckte Griffholz fehlt.

Von großem Reiz ist vor allem das bis jetzt auf schweizerischem Gebiet so früh wenig bekannte Steigeisen. Es besteht aus zwei zueinander beweglichen, auf den Seiten aufwärts gebogenen Fußplatten, an deren Enden sich die Ösen für das Lederzeug befinden. Die Unterseiten sind je mit drei vierkantigen Stacheln versehen. Als Vergleichsmaterial können nur die beiden rohgeschmiedeten Steigeisen aus dem Fundkomplex der Burg Tannenbergs herbeigezogen werden. Diese beiden sind allerdings nicht beweglich, besitzen einen viel schmalen Fußsteg, sind aber dafür aus einem

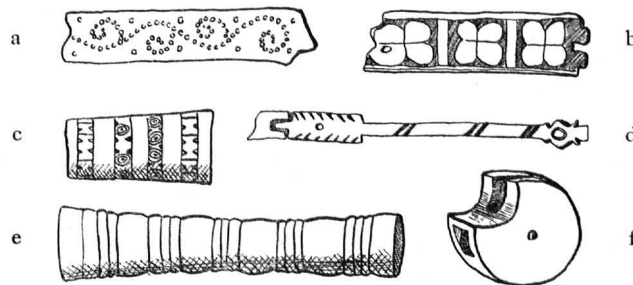


Abb 6. Oben: Bronzevergoldete Beschlägfragmente. Mitte: Beinschnitzerei und Eisenbeschlag. Unten: Beingriff und beinerne Nuß einer Armbrust. 13. Jh., $\frac{1}{2}$ nat. Größe

Stück geschmiedet, während bei unserem Exemplar die Stacheln in die Platte eingelassen sind. Die Befestigung geschah ebenfalls mit Lederriemen; die Ösen sind noch gut erhalten¹⁸.

Neben einem einzigen eisengeschnittenen Beschlägteile, an dessen Kanten wiederum die Kerbungen charakteristisch sind, liegen noch einige Reste von bronzevergoldeten Beschlägteilen und Nägeln von Büchern oder Kassettchen vor (Abb. 6). Ein sauber gepunztes Wellenlinienmuster steht neben einem stilisierten, vierblättrigen Kleeblattdekor; beide hätten wohl kaum feiner gezeichnet werden können. Wie ein hauchdünnes Gewebe liegt die Vergoldung über dem vollständig patinierten Bronzestück.

Unter verschiedenen Horn- und Beinfragmenten befinden sich neben etlichen glatten, geschliffenen Scheibchen ungleicher Größe vor allem vier Stücke, welche unsere besondere Aufmerksamkeit erfordern. Das eine ist als Gegenstand nicht zu deuten, besitzt aber einen gefälligen Dekor (Abb. 6, d). Beinahe walzenförmig, mit abgeflachten Seiten, ist das Ganze von vier gleichmäßig breiten Ringen umgeben, die in sich wieder eigene Verzierung aufweisen. Die beiden äußeren Ringe sind in kleine Felder gespalten, von denen jedes wiederum vier kleine Kerbchen aufweist; in die beiden inneren sind dreifach konzentrische Kreise, von Kerbchen unterbrochen, eingeschnitten. Das Stück verblüfft durch die Genauigkeit und die Zartheit der Schnitzerei. Der zweite Gegenstand ist scheinbar aus einem einzelnen Röhrenknochen herausgedreht und wird

¹⁸) J. v. Hefner und J.W.Wolf, Die Burg Tannenbergs und ihre Ausgrabungen, Frankfurt a. M. 1850, S. 88, Taf. 10.

als Griff oder als Traghenkel gedient haben. Die Bruchstellen unterstützen diese Ansicht. Vier enger zusammenliegende Ringe umschließen in gleichmäßigen Abständen das Rohr; auch hier ist die sorgfältige Schnitzarbeit bemerkenswert.

Die beiden letzten Stücke zählen wohl zu den interessantesten und aufschlußreichsten. Es handelt sich anscheinend bei beiden um Teilstücke einer Armbrust, und zwar beim einen um die «Nuß», d. h. um das Stück, welches die Sehne im gespannten Zustand festhielt, und um einen Teil von einem Abzughebel. Die Nuß ist aus Bein hergestellt und weist eine Breite von 2,7 cm auf. Sie ist vollkommen erhalten und zeigt nicht nur den oberen Ausschnitt für das hintere Bolzenende, sondern auch die im rechten Winkel scharf eingeschnittene Kerbung, also die Rast für die Aufnahme des Abzugbügels (Abb. 6, f). Es ist noch genau festzustellen, daß die Nuß einstmals in Gebrauch war, denn der Abzugbügel hat durch die starke Inanspruchnahme der Arretierungsfläche deutliche Spuren hinterlassen. Die Nuß war nicht um eine starke Achse drehbar, sondern besaß, der größeren Sicherheit wegen, eine Führung aus Schnüren, welche außen um die Säule herumlief. Man nannte dies «im Faden laufend» (Abb. 7)¹⁹. Beim letzten Stück handelt es sich, wie

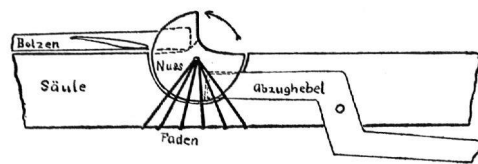


Abb. 7. Schematischer Schnitt durch das Abzugssystem einer Armbrust

schon bemerkt, um einen Teil der Abzugsstange der Armbrust, und zwar um jenes Ende, welches in die Anschlagrast der Nuß eingreift und deren Abrollen verhindern muß. Ob die Abzugsstange gerade mit dieser Nuß zusammengehörte, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Anscheinend ist sie ausgerechnet an der schwächsten Stelle, nämlich dort, wo der Drehpunkt war, durchgebrochen. Sie ist aus zwei Längsschienen zusammengesetzt, welche durch kupferne Niete aneinander festgehalten werden. Auch hier weist die Anschlagfläche Spuren der Abnutzung auf. Die beiden Stücke sind für die Datierung des gesamten Fundekomplexes einerseits, und für die Datierung und das Vorkommen der Armbrust in der Eidgenossenschaft andererseits, sehr wichtig. Das älteste Zeugnis und die früheste Darstellung einer Armbrust in unseren Landen finden wir in dem Siegel einer Urkunde von 1235 als Wappenbild des Johann von Hochdorf, welcher in Luzern im Rate saß. Sie ist bei uns jedenfalls durch die zahlreichen schweizerischen Söldner, welche in den Heeren der Hohenstaufischen Kaiser dienten, bekannt geworden. Es scheint, daß sie als Kriegswaffe um 1300 den Pfeilbogen vollends verdrängt hatte²⁰.

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Wenn wir das gesamte Material nochmals überblicken, so kommen wir ungefähr zu folgendem Resultat. Eine genauere Datierung der Funde läßt sich ohne umfaßenderes Vergleichsmaterial nur für einzelne Stücke bewerkstelligen; so z. B. für das Sporenfragment, für welches die Mitte des 13. Jahrhunderts nicht zu bezweifeln ist. Aus der chronologischen und entwicklungsgeschichtlichen Einreihung der Schnallen ergibt sich anhand von Vergleichen mit andern Exemplaren aus jüngeren Burgen, daß gegen das Jahr 1300 die Entwicklung plötzlich aufhört, und so die Wehranlage um jene Zeit nicht mehr bestanden haben kann.

¹⁹) Vgl. den schematischen Querschnitt durch den Mechanismus einer Armbrust, Abb. 8, und R. Payne-Gallwey, *The Crossbow*, London 1903, S. 95ff.

²⁰) E. A. Geßler, *Vom Steinwurf zum Repetiergewehr*, in *Schweizer Schützenbuch*, Zürich 1943, S. 3.

Es ist weiter zu erkennen, wie bereits im frühen 13. Jahrhundert die Armbrust, welche bis um 1500 die entscheidende Fernwaffe bleiben sollte, schon stark entwickelt war; denn an der Dimension der Nuß und auch an der Kerbe für die Bolzenaufnahme können wir feststellen, daß sie schon eine bedeutende Entwicklung durchlaufen hatte, und die Pfeilspitzen, welche geborgen werden konnten, vielmehr als Jagd-, denn als Kriegswaffen anzusprechen sind. Gleichzeitig ergab sich, daß für das 13. Jahrhundert das Messer mit der geraden Schneide, dem gewölbten Rücken und der kurzen breitvierkantigen Angel das übliche war. Als besonderes Merkmal soll vor allem der einfache Kerbschnitt erwähnt sein, welcher nicht nur auf den Schnallen, den Schlüsselringen und den Eisenbeschlägen, sondern stilisiert auch noch auf beinernen Gegenständen anzutreffen ist. Aus dem übrigen Dekor, vor allem den bronzevergoldeten Beschlägteilen, den beinernen Zierschnitten und den eisengeschnittenen Gegenständen ist ersichtlich, daß den Bewohnern der Burg eine nicht geringe Kultur, eine große Handfertigkeit und die Freude am Schönen und Kunstvollen eigen gewesen sein muß. Außerdem sind die Ziermotive Beweis genug, daß diese Gegenstände keinesfalls noch dem 14. Jahrhundert angehören können, sondern spätestens in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts einzureihen sind. Schmiedemarken kennen wir bis heute im 13. Jahrhundert weder auf Geräten noch auf Waffen; auch auf den Waffenfunden und Werkzeugen der Lägern sind keine solchen vorhanden.

Aus den herausgeschälten Fundamenten geht hervor, daß die Wehranlage nicht so klein war, wie man schlechthin anzunehmen geneigt ist. Unsere Eisensfunde beweisen ebenfalls, daß sich neben Werkstätten auch Stallungen für Pferde befunden haben müssen; denn die Zahl der geborgenen Hufeisen ist zu groß, als daß wir es nur mit einem Lager zu tun hätten.

Für die Rückdatierung in die Gründungszeit reichen die vorhandenen Mittel nicht aus. Nur vage Vermutungen könnten aufgestellt werden. Doch dies würde nicht in den Rahmen dieser Arbeit hineinpassen. Wenn die kurze Untersuchung neben einer systematischen Einordnung von verschiedenen Eisensfunden derselben Burgstelle auch für weitere Erforschungen anderer Fundkomplexe als Basis dienen darf und kann, dann erfüllt sie ihre Aufgabe voll und ganz. Sie kann nicht als absoluter Maßstab für weitere Arbeiten gewertet werden, sondern sie soll als Baustein eines viel größeren Werkes dienen.

H. S.

B. DIE KERAMIK

Ein kleines Fundinventar liegt im Schweizerischen Landesmuseum, vermutlich nur erlesene Stücke, zur Hauptsache aus Randstücken von Töpfen, einigen Ofenkachelfragmenten, Spinnwirteln, einem Kerzenhalter und aus etlichen Wetzsteinfragmenten bestehend. Dieser kleine Bestand bietet ein besonderes Interesse, weil sämtliche Funde der romanischen Epoche angehören. Alle Randprofile lassen sich in typologischer Hinsicht fortlaufend einreihen, was eine Datierungsmöglichkeit für eine Zeitspanne von rund siebzig Jahren bedeutet. Dies ist besonders erwünscht, da über die Burg Lägern urkundliche Hinweise und sonstige Überlieferungen spärlich sind. Leider besteht über die Grabung kein Protokoll, so daß ich nur aus den Funden selbst Schlüsse ziehen kann.

1. Ofenkacheln

Es liegen nur einige Fragmente von unglasierten Becherkacheln vor, wobei jedoch deutlich zwei verschiedene Typen zu erkennen sind. Das ältere Profil (Abb. 8, 1, Taf. 2, 16, 20) ist durch zwei Randfragmente vertreten. Es sind hellrot bis grau gebrannte Kacheln von bauchiger Form mit einem Mündungsdurchmesser von 9 cm. Sie sind auf der Drehscheibe hergestellt, weisen im Innern Knetwülste auf und außen feine waagrechte Rillen; sonst ist ihre Oberfläche glatt. Wesentlich ist für uns, daß die Kacheln nicht gerieft sind. Der Rand ist leicht verstärkt, überhängend und gerade abgeschnitten. Darunter wird die Wand dünner, eine kaum wahrnehmbare Furche bildend. Im Übergang vom Hals zum Rand liegt eine flache Strichfläche mit beidseitigem, kantigem Abschluß.

Zu diesen Kacheln gehört ein ganz erhaltener Boden von elliptischer Form (Durchmesser 4 und 4,5 cm), ebenfalls rot gebrannt. Die untere Bodenfläche ist nach innen gewölbt und trägt in der Mitte einen Stempel, bestehend aus einem erhaben angebrachten Radkreuz. Diese Kacheln sind bisher in größerer Menge in der Grabung Schönenwerd²¹ gefunden worden. Sie werden zu den

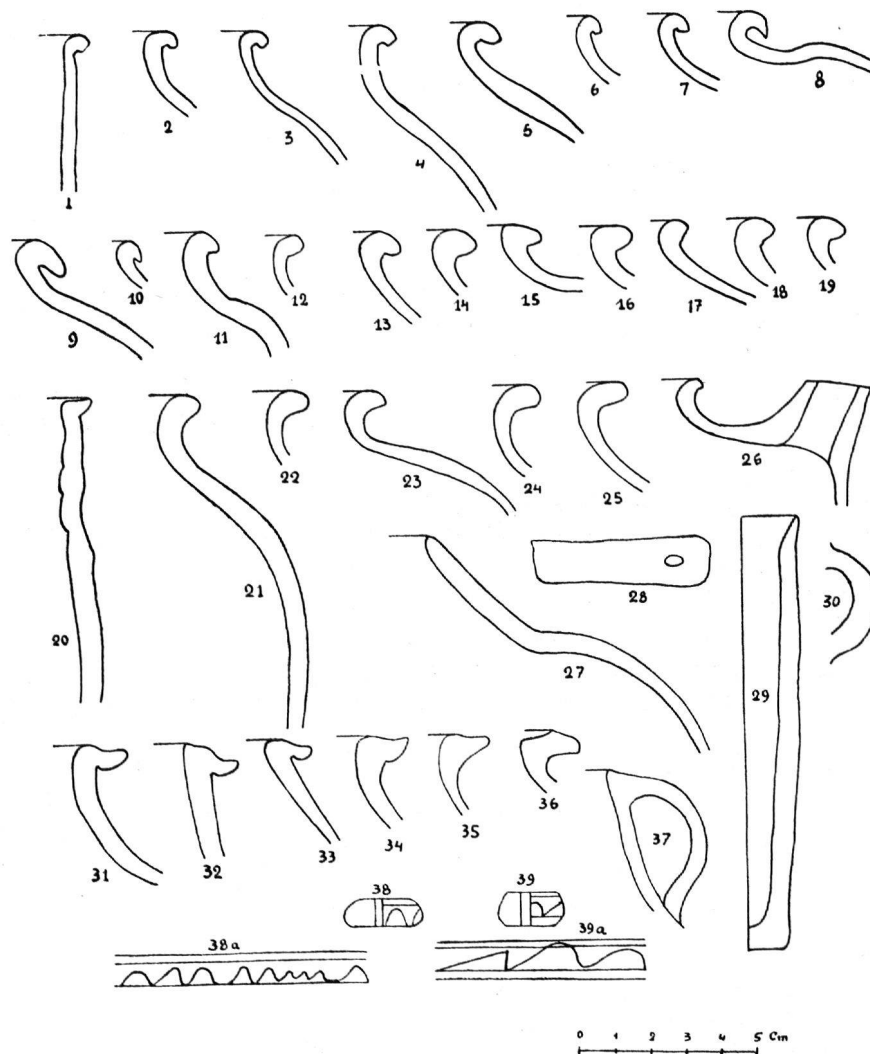


Abb. 8. Geschirrprofile (2-19, 21-27, 30-37) – Kachelprofile (1, 20) – Wetzstein (28) – Kerzenhalter (29) – Spinnwirtel (38, 39). Alles $\frac{1}{2}$ nat. Größe

ersten Ofenkacheln gezählt und sind in Schönenwerd auch durch die Fundumstände als solche nachgewiesen. Die Höhe dieser Kacheln liegt zwischen 10,5 und 14 cm, der Mündungsdurchmesser zwischen 9,5 und 14 cm und der Bodendurchmesser zwischen 6,7 und 8 cm. Die Stücke sind klingend hart gebrannt und weisen alle typologischen Eigenschaften der Kacheln von der Lägern auf. Nach dem Grabungsbefund gehören sie in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Aus diesem Vergleich ergibt sich eine frühere Gründungszeit der Burg Lägern, als gemeinhin angenommen wird.

²¹⁾ K. Heid, Die Burg Schönenwerd bei Dietikon, 1937, S. 23-25.

Wie außerordentlich wichtig diese Kacheln für die Datierung der Burg sind, wird sich auch bei der Besprechung der Töpfe zeigen.

Das Profil der jüngeren Kacheln (Abb. 8, 20, Taf. 2, 21) unterscheidet sich von dem der ältern hauptsächlich dadurch, daß es gerieft und am Rand verändert wird. Erhalten ist das Profil einer Kachel mit fehlendem Boden. Die Mündung mißt 5,5 cm, die Höhe mutmaßlich 9,5 cm. Der Scherben ist rot bis grau gebrannt, der Rand oben flach, seitlich vorstehend mit eingezogenem geradem Abfall zum Kachelhals. Dadurch fallen die Strichfläche und die Furche weg. Die Wand bedecken breite Riefeln und feine Rillen. Die Knetwülste im Innern der Kachel sind besonders stark ausgeprägt. Diese Kachel ist aus vielen Burgengrabungen bekannt und kann in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts datiert werden. Daß diese Zeitansetzung stimmt, beweisen die Becherkacheln der Burg Glanzenberg, da dort nur solche geriefte Stücke gefunden worden sind²².

2. Geschirr

Unter der übrigen Keramik nehmen die Töpfe eine besondere Stellung ein, da Schüsseln fehlen und andere Geräte selten sind. Bei den Randprofilen der Töpfe lassen sich drei Gruppen unterscheiden, die mit Erzeugnissen von Zürich und Schaffhausen zusammengehen.

Die Gruppe I umfaßt die Keramik aus dem Zürcher Kreis, die sich gegenüber der zweiten, der Schaffhauser Gruppe, durch andere Formen sowie andern Ton und Brand auszeichnet. Bei dieser ersten Gruppe (Abb. 8, 2-19, 21-26, Taf. 2, 1-7, 11) kann die Entwicklung des Profils in drei Stadien besonders gut verfolgt werden.

Entwicklungsstufe a (Abb. 8, 2-8)

Töpfe von kugelförmiger Form mit einem Mündungsdurchmesser von 14-16 cm. Der Ton ist grau oder rot gebrannt, wobei öfters der Kern oder die Innenfläche grau, die Außenfläche rot ist. Allgemein zeigen die Kacheln feine Rillen von der Gestaltung der Kachel und innen Fingereindrücke. Die Oberfläche ist rau, der Hals kurz; Profil 3 und 8 weisen überdies eine schwache Furche auf, die bei letzterem sogar eine leichte Verdickung der Gefäßschulter hervorruft. Alle Profile haben zwischen Hals und Rand eine schmale, flache Strichfläche mit kantigen Übergängen. Profil 6 hat eine mehr gestreckte Form, der Hals tritt weniger hervor, dagegen ist die Schulter des Topfes beträchtlich verstärkt. Zudem trägt dieser Topf über der Schulter noch ein Wellenband als Verzierung (Taf. 2, 1).

Zur Datierung dieser Töpfe müssen wir auf die oben beschriebene ungeriefte Becherkachel zurückgreifen. Es gilt heute als feststehende Tatsache, daß sich die ersten Ofenkacheln aus dem Trinkbecher entwickelt und also ursprünglich keinen besondern Gefäßtyp gebildet haben. Verschiedene sich zeigende Nachteile bei der Verwendung des Trinkbeckers als Kachel förderten die Entwicklung eines neuen Ofenkacheltypus. Da die glatte Wand des Bechers im Lehmkegel des Ofens schlechten Halt fand, wurde sie gerieft und umgeformt, woraus sich in der letzten Entwicklungsstufe die rechteckige Plattenkachel als ideales Element für den Aufbau des Ofens herausbildete. Wie sich für die ältesten Kacheln übereinstimmende Fabrikationsmerkmale mit denjenigen der Töpfe ergeben, so finden sich auch für die Datierung letzterer solche Berührungspunkte: 1. Das Randprofil ist bei beiden Typen übereinstimmend (Profil 1 = Abb. 8, 2-7, 31-33). 2. Innen tragen sie die gleichen Fingereindrücke und außen die feinen Rillen. 3. Zwischen Hals und Rand liegt bei beiden die vorerwähnte Strichfläche mit kantigen Übergängen. Daraus ergibt sich der klare Zusammenhang der ersten Becherkacheln mit der Geschirrkamik und ihre zeitliche Gleichsetzung. Demnach wären unsere Töpfe also in den Anfang des 13. Jahrhunderts zu datieren.

²²) K. Heid, Burg und Städtchen Glanzenberg a. d. Limmat, Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, Heft 1, 1943.

Entwicklungsstufe b (Abb. 8, 9–19)

In der weitem Entwicklung wird die Strichfläche unter dem Rand rundlich, doch ist der obere kantige Übergang noch vorhanden. Die Mündungsdurchmesser und die allgemeinen Merkmale bleiben sich gleich. Der Hals des Topfes erscheint länger, der Rand mehr knollenförmig mit rundlichem Abschluß. Profil 2 weist eine kräftige Wandung auf, die über der Schulter des Topfes kantig geknickt ist. Zeitlich sind diese Töpfe in die Jahre von 1220–40 zu setzen.

Entwicklungsstufe c (Abb. 8, 21–26)

Diese Profile schließen die Entwicklung der ersten Gruppe der Lägerkeramik ab. Der Übergang vom Hals zum Rand wird nun ausgesprochen rund, wobei auch der Topf eine mehr gestreckte Form erhält. Der Knollenrand wird leichter und schließt immer rund ab. Die Mündungsdurchmesser liegen zwischen 12 und 20 cm. Zu dem Profil 26 (Taf. 2, 4) findet sich auch ein Ausguß von großer Lichtweite und mit geradem Abschluß. Zu diesem Gefäß gehört ferner ein kleiner, walzenförmiger Henkel (Abb. 8, 30, Taf. 2, 12). Die Datierung dieser Töpfe findet mit der Zerstörung der Burg in der Regensbergerfehde von 1267/68 ihren Abschluß. Töpfe mit Profilen der ersten Gruppe finden wir bei allen Grabungen im Umkreis der Stadt Zürich, von wo also die Burgherren ihr Tongeschirr bezogen haben mögen. Auf der Burg Läger kommt daneben noch Schaffhauser Keramik vor, da die Burg im Schnittpunkt beider Kulturkreise liegt.

Diese zweite Gruppe umfaßt 7 Profile (Abb. 8, 31–36, Taf. 2, 17, 23, 24). Sie unterscheidet sich von der ersten Gruppe durch neue Formen, andern Ton und Brand. Es sind wiederum nur Töpfe, aber auch solche mit einem Henkel darunter. Ihre Mündungsdurchmesser liegen zwischen 13 und 16 cm. Sie sind aus grobkörnigem, leicht brüchigem Ton erstellt und rot bis hellgrau gebrannt. Die Oberfläche ist stellenweise rau, doch sieht man, daß sie ursprünglich geglättet war. Der Hals läuft fast geradlinig vom Rand zur Schulter des Topfes, diese noch durch einen Knick betonend. Der Rand mit aufliegender Furche steht dachartig vor. Beim Topf, Profil 37 (Abb. 8, Taf. 2, 18), finden wir den zu dieser Gruppe gehörenden Bandhenkel von 4 cm Breite mit den beidseitig erhöhten Rändern. Er schließt am Rand bündig an, bildet einen Bogen zur Schulter des Topfes und ist dort angeknietet. Zur Datierung dieser Töpfe können die Feststellungen der ersten Gruppe herangezogen werden. Bei den Profilen 31–33 (Abb. 8) stellen wir wieder das kantige Strichband zwischen Hals und Rand fest, beim Profil 34 die einseitige Kante, und bei den Profilen 35 und 36 den runden Übergang. Sie gehören demnach wieder in den Anfang des 13. Jahrhunderts, in die Jahre 1220–40 und in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Über ihre Herkunft ist zu bemerken, daß sie in Burgen im Umkreis von Zürich nicht vorkommen, wohl aber in der Umgebung von Schaffhausen²³.

Die dritte Gruppe umfaßt ein einziges Profil (Abb. 8, 27). Töpfe mit nach innen geneigtem Rand sind bei uns selten und in den bisherigen Grabungen nicht oder nur in wenigen Exemplaren vertreten²⁴. Es handelt sich bei diesen Töpfen jeweils um bessere Stücke, für deren Herstellung, Form und Verzierung besondere Sorgfalt verwendet wurde. Die Form des Topfes ist kugelig, mit einem Mündungsdurchmesser von 10 cm. Der Ton ist innen grau, an der Oberfläche rot gebrannt und mit viel Glimmer durchsetzt. Der 3,5 cm hohe Hals ist dicker als die Gefäßwand, der Rand zugespitzt und rund abgeschlossen. Zwischen Hals und Schulter des Topfes liegt eine Furche. Die Oberfläche ist schön ausgearbeitet, außen rau, innen mit Fingereindrücken bedeckt. Von dem abgebrochenen Henkel ist noch der Ansatz erhalten. Die ganze Außenseite des Topfes zieren punk-

²³) K. Schib, Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Heft 15, S. 249.

²⁴) In der Grabung der Burg Schönenwerd bei Dietikon wurde im Ökonomiegebäude II ein gleiches Fragment gefunden, das an Stelle des Laufrades eine Leiste als Verzierung trägt. Ebenso fanden sich bei der Ausgrabung der Hasenburg bei Gwinden im Kanton Aargau zwei Fragmente solcher Töpfe, wovon eines in der untern Brandschicht lag.

tierte Linien in unregelmäßigen Abständen (Taf. 2, 22). Eine genaue Datierung des Topfes ist nicht möglich und ich vermute, daß er zur letzten Lägerkeramik gehört.

Eine Zuweisung der Bodenfragmente zu den Gefäßtypen war nicht möglich. Ihr Durchmesser liegt zwischen 14 und 18 cm. Unten sind sie rau und oft mit Kreiseln bedeckt, die Ränder erhöht und das Bodenzentrum eingezogen. Die im stumpfen Winkel zum Boden ansteigende Wand ist innen mit Fingereindrücken bedeckt (Taf. 2, 10). Die Ausgüsse der Töpfe (Abb. 8, 26, Taf. 2, 4, 8, 13) sind walzenförmig und schräg oder gerade abgeschnitten. Ihre Lichtweite schwankt zwischen 1 und 2,5 cm und ihre Länge zwischen 2 und 3,5 cm. In der Regel verengt sich die Röhre nach innen und bei einem Exemplar ist der äußere Rand unten ausgekerbt, um den Ausfluß zu verbessern. Die Verzierungen finden sich in der Regel über der Schulter des Topfes, ausnahmsweise, beim Profil 27 (Abb. 8, Taf. 2, 22) auf der ganzen Außenseite. Sie sind in drei verschiedenen Ausführungen vorhanden, aber nie kombiniert, was den Schluß auf eine frühe Entstehungszeit zuläßt. Das Wellenband, in einfacher Ausführung, findet sich bei der ersten Gruppe auf dem Profil 5 (Taf. 2, 1). Das Laufradornament ist auf zwei Fragmenten enthalten und wird linienweise einzeln eingedrückt, auch wenn mehrere Bänder vorhanden sind (Taf. 2, 15, 19). Die Einstiche haben unregelmäßige Form. Schmale Rillen, aber auch Furchen, finden sich auf drei Fragmenten, wobei die Rillen willkürlich laufen und sehr schön ausgeprägt sind (Taf. 2, 9, 14). Die Furchen finden wir immer unterhalb der Schulter des Topfes.

Auf den Böden von zwei Becherkacheln (Taf. 1 c, 5 und 6) und eines Topfes (Taf. 1 c, 4) bemerken wir Marken in Kreuzform, aber in verschiedener Ausführung. Auf dem Boden der einen Becherkachel von 4 cm Durchmesser (Taf. 1 c, 6) ist in der Mitte das leider abgeschliffene und undeutlich hervortretende Radkreuz erhaben geformt. Der Boden der Kachel wölbt sich nach innen, während der Rand vorsteht. Bei der andern Kachel mit 7 cm Durchmesser (Taf. 1 c, 5) ist die Beschaffenheit des Bodens gleich, die Marke aber findet sich seitlich am Rand. Die dritte Marke sehen wir in der Mitte eines Topfbodens. Sie hat Kreuzform, wobei ein Schenkel noch einen Querarm trägt, der wohl durch einen Lehmrückstand auf dem Stempel entstanden ist (Taf. 1 c, 4).

Den bei uns nur vereinzelt auftretenden Bodenmarken wurde bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt; sie sind in den Grabungsberichten höchstens kurz erwähnt. Ich gehe deshalb auf alle mir bekannten Marken etwas näher ein und gebe sie in Taf. 1 c im Bilde wieder. Die Marken 1–3 stammen von Becherkacheln der Burg Dübelsstein bei Dübendorf aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Sie zeigen Radkreuze in rundem Feld, eingedrückt mit einem Stempel der gleichen Form. Die Marken 4–6 gehören zu der oben beschriebenen Keramik der Burg Läger und bedürfen deshalb keiner weiteren Erklärungen. Die Marken 7–9 stammen aus der Grabung der Burg Hasenburg bei Gwinden im Kanton Aargau. Sie sind nur auf den Böden von Töpfen angebracht, wieder umrahmt und nach den Gefäßprofilen in die Mitte des 13. Jahrhunderts zu datieren. Die Marke 10 erscheint auf mehreren Töpfen des 13. Jahrhunderts, die im Dorfe Baar in altem Baugrunde gefunden wurden. Abweichend von den bisherigen Kreuzmarken wird hier das Pentagramm verwendet. Endlich gehört die Marke 2 zu einem Topf des 13. Jahrhunderts aus der Burg Schönenwerd bei Dietikon.

Alle diese Marken wurden mit einem Stempel in den noch weichen Ton des fertigen Gefäßes eingepreßt, wodurch gleichzeitig eine Umrahmung erzielt und der Boden eingedrückt wurde. Höchst selten sind die Marken mit viereckiger Umrahmung, die bisher nur auf deutscher und slawischer Ware nachgewiesen wurden. Als Zeichen ist für die Schweiz das Kreuz und das Pentagramm belegt, während in Süddeutschland und Ostpreußen noch das Hakenkreuz hinzutritt. In Ostpreußen, wo die Marken schon frühe das Interesse der Forscher gefunden haben, treten sie besonders zahlreich auf²⁵. Sie werden dort als Heilszeichen gedeutet, die auf Geräten des täglichen

²⁵) M. Nabe, Die Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen des 9.–14. Jahrhunderts. *Mannus-Zeitschrift*, Bd. X, 1918, S. 71–78.

Gebrauches angebracht wurden, auch als Symbol im Kampfe des Christen mit dem Heidentum. Durch wandernde Gesellen könnte dieser Brauch auch in der Schweiz heimisch geworden sein.

Wenn wir nach einer Erklärung für die Anbringung der Marken suchen, so fällt die Vermutung, sie könnten verwendet worden sein, um dem Gefäß beim Aufdrehen bessern Halt zu geben, wohl außer Betracht; denn da die Marken auch seitlich beim Gefäßrand angebracht sind und der Boden nach innen gewölbt ist, können die Stempel erst nach der Abnahme von der Drehscheibe angebracht worden sein. Einige Exemplare tragen noch Reste von elliptischen Kreisen, die entstehen, wenn das Gefäß mit dem Draht von der Scheibe geschnitten wird. Ebenso ist ihre Deutung als Meistermarke oder Besitzerzeichen hinfällig, wenn man bedenkt, wie ähnlich die Zeichen überall sind. Würde die Deutung zutreffen, müßten die Zeichen verschieden sein und nur bei einzelnen Fundstellen übereinstimmen. Dagegen tragen die Metallgegenstände seit dem 14. Jahrhundert verschiedene Zeichen, die als Meistermarken und Vorläufer der spätern Fabrikmarken angesehen werden dürfen.

Eine letzte Deutung mag als Erklärung die größte Wahrscheinlichkeit haben. Es fällt auf, daß diese Bodenzeichen immer auf Gefäßen angebracht sind, die den schädlichen Einwirkungen des Feuers ausgesetzt sind. Durch Anbringung eines Heils- oder Abwehrzeichens suchte man sie vor vorzeitiger Beschädigung oder Bruch zu bewahren, bis dann später, im 14. Jahrhundert, und mit dem Anwachsen der Gefäßproduktion sich diese Sitte verlor.

3. Spinnwirtel

Neben einigen Fragmenten von Spinnwirteln sind zwei ganz erhalten. Sie sind grau gebrannt und haben eine gedrückte, konische Form. Der Spinnwirtel in Abb. 8, 2, Profil 38 und 38a, Taf. 2, 25, hat eine Breite von 2,2 cm, eine Höhe von 0,7 cm und einen Lochdurchmesser von 0,6 cm. Zwischen zwei Rillen dient ein verschieden breit gezogenes Wellenband als Verzierung. Der Spinnwirtel in Abb. 8, 2, Profil 39 und 39a, Taf. 2, 26, hat eine Breite von 2 cm, eine Höhe von 1 cm und einen Lochdurchmesser von 0,6 cm. Als Verzierung findet sich hier zwischen zwei Rillen ein Wellenband und Dreieck in geschlossener Linie.

4. Kerzenstock

Der bei der Burgruine Lägern gefundene Kerzenhalter (Abb. 8, 29, Taf. 2, 28) dürfte einzig in seiner Art sein; ein ähnliches Exemplar aus so früher Zeit ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden. Der Halter ist grau bis rot gebrannt, hat eine Höhe von 12,3 cm, einen Bodendurchmesser von 2 cm und einen Mündungsdurchmesser von 3,5 cm. Der später auftretende Teller als Tropfenfänger ist hier durch eine leichte Verdünnung und Erweiterung des Randes angedeutet. Die untere Partie ist durch den Gebrauch abgeschliffen. Von weitem Exemplaren liegen Fragmente vor.

C. WETZSTEINE

Von solchen fanden sich nur ein paar Teilstücke. Sie haben runde bis vierkantige Form und sind teilweise stark abgeschliffen. Ein Stück (Abb. 8, 28, Taf. 2, 27) ist durchbohrt und zum Anhängen hergerichtet²⁶.

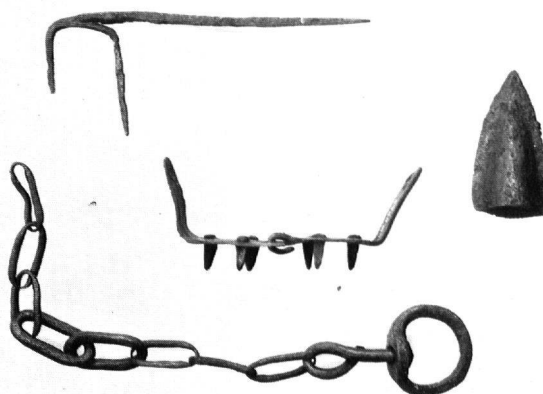
K. H.

²⁶) Aches Jahrheft der Antiquarischen Gesellschaft Hinwil, 1935. Unter den Funden der Ruine Bernegg, die im Jahre 1935 ausgegraben wurde, befindet sich ein gleiches Exemplar, das ebenfalls durchbohrt ist. Die Vorrichtung zum Anhängen ist hier noch erhalten.

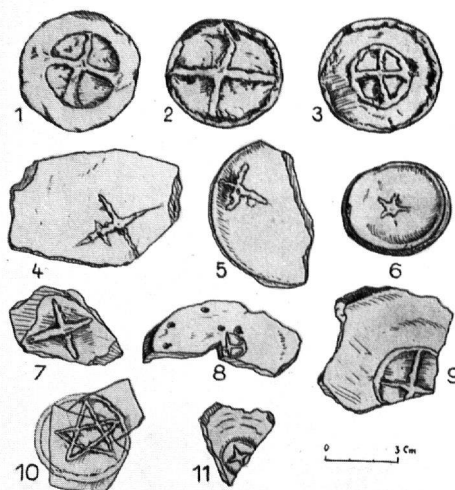


a

Abb. b. Eisensfunde aus der Burg Lägern. Steig-eisen mit beweglicher Fußplatte und eingesetzten Stacheln. Hohlspitze. Kette mit drehbarem Anschlußgelenk. Zweizinkiges Instrument, Gabel (?),
13. Jahrhundert – $\frac{1}{4}$ nat. Größe



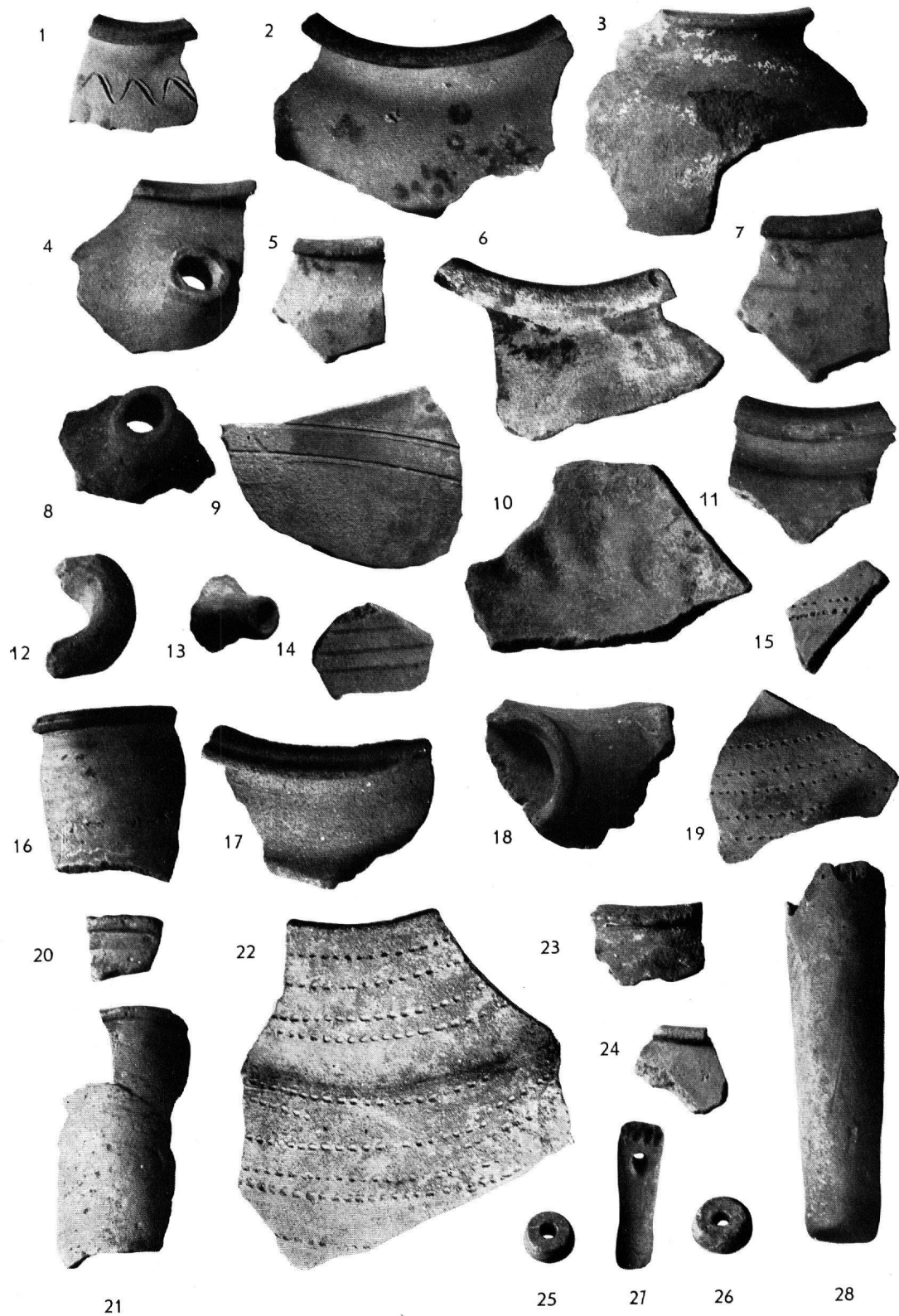
b



c

Abb. c. Bodenmarken von Tongefäßen. 1—3 Burgruine Dübelsstein; 4–6 Burgruine Lägern; 7–9 Burgruine Hasenburg; 10 Baar; 11 Burgruine Schönenwerd bei Dietikon

AUSGRABUNG BURG LÄGERN



AUSGRABUNG BURG LÄGERN

1-15, 17-19, 22-24 Geschirrfragmente – 16, 20, 21 Teile von Becherkacheln – 25, 26 Tönerne Spinnwirtel –
27 Wetzstein – 28 Kerzenhalter aus Ton – $\frac{1}{2}$ nat. Größe